

Aber kehren wir noch einmal zu den Handschriften zurück, die nach Porcher's Ansicht für Ludwig den Frommen gemacht worden sind, d.h. in erster Linie zum sog. Krönungsevangeliar in der Wiener Schatzkammer (Abb. 79-81). Daß in seinen Miniaturen Einflüsse der römischen Malerei des 8. Jahrhunderts, wie wir sie aus den Malereien in S. Maria Antiqua aus der Zeit Pauls I. (757-767), kennen vorliegen dürften, ist mehr als wahrscheinlich. Man wird sogar annehmen dürfen, daß der Miniator aus Rom kam. Wenn aber Porcher den am Rande einer Lage stehenden Namen Demetrius Presbyter auf einen Griechen deutet, so wird man dem kaum zustimmen müssen; Thessalonike, die Stadt des Hl. Demetrios, gehörte bis ins 8. Jahrhundert zur römischen Obödienz, so daß der Name für Rom nicht ausgeschlossen werden kann. Richtig ist der Hinweis auf den Wiener Dioskurides als einen der Vorfahren des Krönungsevangeliers. Nur muß man sich bewußt sein, daß diese spätantike Handschrift wahrscheinlich auf ein älteres Original zurückgeht und daß die verbindenden Glieder unbekannt sind. Wenn aber weiter zur werkstattverwandten Handschrift aus Xanten (Abb. 284) zu lesen steht, das Fehlen der Nimben bei den Evangelisten sei eine byzantinische Eigentümlichkeit bis ins 13. Jahrhundert, so ist das einfach falsch: Evangelisten ohne Nimbus kommen vor, bilden aber die Ausnahme.

Für die Eigentümlichkeiten der Reimser Schule verweist Porcher auf die Fresken des Hauses der Livia und von Boscoreale sowie auf den Verkündigungengel von S. Maria Antiqua in Rom. Zu den Fresken des 1. Jahrhunderts ist nicht nur der zeitliche, sondern auch der stilistische Abstand unüberbrückbar groß. Und der Engel, der wohl ein halbes Jahrhundert älter ist, als Porcher meint, ist in seiner schlanken, straffen Grazilität der Nervosität der gedrungeren Reimser Figuren weltenfern; sollte Porcher den jüngeren Verkündigungengel meinen, so ist der Stilabstand zu dieser wuchtigen, großzügig gemalten Figur noch größer.

Porcher's Ableitungen gehen also z.T. nicht auf. Nur für das Wiener Evangeliar und seine Verwandten kann man italienische Herkunft der Miniaturen vermuten. Aber mit so verschwommenen Begriffen wie syrisch oder alexandrinisch kommt man unweigerlich zur reinen Spekulation, aber keinen Schritt weiter in der Lösung der Probleme. Warum hat man eigentlich nie versucht, den Stil der Reimser Schule mit dem früher byzantinischer Psalterien mit Randminiaturen zu vergleichen (Par. gr. 20; Pantokratoros 61; Chludov-Psalter)? Dort würde man übrigens auch ikonographische Vorlagen für das Psalterium Aureum, die Psychomachia und das Makkabäer-Buch aus St. Gallen finden können. Nimmt man für die Psalterien Frolov's Frühdatierung an, so könnten Handschriften dieser Art anregend gewesen sein. Zieht man Grabar's Datierung ins späte 9. Jahrhundert vor, wäre zu erwägen, ob sie Stilvorlagen der gleichen Art nachgestalten, wie sie die Reimser Schule zum Vorbild hatte. Verbindungslinien scheinen im Stilgefüge beider Gruppen vorzuliegen. Vielleicht käme man so wirklich ein Stück voran, ohne sich in Hypothesen im überlieferungsfreien Raum zu verlieren.

Klaus Wessel

Dietrich Claude, Die byzantinische Stadt im 6. Jahrhundert (= Byzantinisches Archiv Heft 13). xxii+258 S., 16 Pläne in Tasche. München 1969: C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verf. will das Wesen der byzantinischen Stadt im 6. Jahrhundert mit Hilfe dreier, verschiedene Untersuchungsmethoden bedingender Problemkreise erfassen und umschreiben, die ihm zugleich die Kapiteleinteilung geben: I. Topographie (unterteilt in: 1. Die Stadtmauern, 2. Die Straßen und Plätze, 3. Die Monumente), II. Die Verfassung der frühbyzantinischen Stadt, III. Bevölkerung, Handel und Wirtschaft. Daraus soll Kap. IV den »Stadtbeginn des 6. Jahrhunderts« destillieren. Kap. V. gibt dazu einen kurzen Vergleich »Frühbyzanti-

nische und fränkische Städte im 6. Jahrhundert«. Zu 15 der 16 beigegebenen Pläne bringt ein Anhang Erläuterungen.

Schon beim Lesen der Einleitung, die über Forschungsstand und Methode unterrichten soll, erhebt sich ein grundsätzlicher Einwand: Claude läßt Konstantinopel ganz heraus und Ägypten und Dalmatien »weitgehend außer Betracht« (S. 4, Anm. 25). Für diese m.E. unzulässige Verkürzung weist er für die Hauptstadt darauf hin, sie sei auf Grund der guten Quellenlage »verhältnismäßig gut bekannt« — darüber könnte man noch streiten, aber wenn Claude sie so beurteilt, wäre es umso leichter gewesen, sie mit einzubeziehen; es ist nicht einzusehen, wie man Gültiges über die frühbyzantinische Stadt aussagen will, wenn man die Hauptstadt als »quantité négligeable« beiseite tut. Für Ägypten ist das Argument die besondere Quellenlage (Papyri), die »eine monographische Behandlung dieses Gebietes wünschenswert« mache, weiter nennt Claude die »besonderen Verhältnisse«, die dort herrschten; aber gerade die wären ja im Vergleich zu anderen Provinzen aufschlußreich und dürften keinesfalls fehlen. Für Dalmatien schließlich ist der Grund, daß es »eindeutig nach Westen« tendiere (S. 9, Anm. 47, dort auch die Gründe für Ägypten). Dazu sei auf F. Dölger verwiesen: »Konservativer waren — trotz der Slaveneinfälle, welche auch sie auf Leben und Tod bedrohten —, die dalmatinischen Städte ... Sie hielten zu Ende des 6. Jahrhunderts noch an den alten byzantinischen Ordnungen fest« (ΠΑΡΑΣΠΩΠΑ, Ettal 1961, S. 125). Angesichts dieser absolut gegenteiligen Aussage des großen Byzantinisten wäre Claude uns die Begründung seiner These schuldig. So sind die Erwartungen bereits herabgestimmt, ehe man zu den eigentlichen Darlegungen kommt.

Claude trug ein beachtlich reiches und differenziertes Material zusammen. Bewundernswert ist der Fleiß, mit dem der Nichtarchäologe das archäologische Material sich zusammengesucht hat. Daß ihm dabei manches entging, was sein Urteil gelegentlich hätte modifizieren können, kann ihm nicht allzu schwer angerechnet werden. Es wäre besser gewesen, er hätte sich da einen archäologisch versierten Mitarbeiter gesichert. Bei der Lektüre stellt sich rasch der Eindruck ein, die Materialfülle sei Claude über den Kopf gewachsen, denn es fällt schwer, innerhalb der einzelnen Unterabschnitte seiner Unterkapitel ein Ordnungsprinzip zu finden. Es wirkt nicht selten so, als habe er sein verzettelt Material so hingeschrieben, wie ihm die Zettel in die Hand kamen. Dafür als Beispiel die Reihenfolge, in der er die »besondere, burgähnliche Befestigung innerhalb der Mauern« nennt (S. 37): Athen, Anazarbos (Kappadokien), Apameia (Syrien), Sardes (Lydien), Kyrrhos (Euphratensis), Amida (Mesopotamien), Zenobia (Syrien), Beroia (Syrien), Boreum (Kyrenaika), Palmyra (Phoenice Libanensis), Thessalonike, Edessa (Euphratensis) und nochmals Beroia, in 20 Textzeilen also eine beängstigende Hetze durch die antike Geographie. Das ginge an, sähe man historische oder sachliche Gründe für dieses geographische Chaos, aber die werden zumindest nicht deutlich gemacht. Hinzu kommt, daß Claude fast nie angibt, welche Stadt des von ihm genannten Namens er meint; bei Apameia stehen immerhin mindestens sieben zur Auswahl. Der Leser muß das in jedem Falle aus der zitierten Literatur entnehmen. Leider sieht es so bei nahezu jedem Teilproblem aus, das Claude bespricht. Das macht die Arbeit mit diesem Buch unerfreulich — noch unerfreulicher freilich ist das Fehlen eines Registers: man muß praktisch das ganze Buch durchsehen, wenn man sich für eine Stadt alle Angaben zusammensuchen will. Bücher mit solcher Materialmenge ohne Register zu drucken, sollte verboten werden! In ihnen liegt doch das Meiste, was ihr Verf. mühselig zusammentrug, brach.

Einige Einzeleinwände, als Beispiele ausgewählt, mögen die allgemeine noch durch spezielle Kritik ergänzen. S. 90 erwähnt Claude die Tradition, die von Diocletian zerstörte Kirche von Antiocheia am Orontes sei auf apostolische Zeiten zurückgegangen, und meint dazu (Anm. 739): »Diese Tradition scheint durchaus anfechtbar zu sein«. Jeder christliche Archäologe und jeder kirchengeschichtlich einigermaßen Orientierte weiß, daß es vor dem 3. Jahrhundert keine christlichen Kultgebäude gab; so offenbart diese Anmerkung zu einer für den Zusammenhang

absolut überflüssigen Bemerkung mangelnde Kenntnis: die Tradition ist nicht anfechtbar, sondern schlichtweg Legende. S. 151 wird behauptet, »Statuen und ehrende Inschriften, die von Städten aufgestellt wurden«, seien aus dem 6. Jahrhundert bisher nicht gefunden worden; aus Ephesos kennen wir schon mehrere, die Claude entgingen, weil er über Keil's Ephesos-Führer von 1955 offenbar nicht hinausgelangt ist. Diese beiden Hinweise mögen hier genügen, um zu zeigen, daß guter Wille und Bienenfleiß alleine nicht ausreichen, mangelnde archäologische Kenntnisse auszugleichen. Das ist noch nicht allzu tragisch, ernster scheinen mir Fehlerurteile im historisch-rechtlichen Bereich. So bezweifelt Claude z.B. S. 156, daß die in der justinianischen Gesetzgebung vorgenommene Einteilung der »vornehmen Stadtbewohner« in der Praxis Geltung gehabt habe, weil die erzählenden Quellen diese Begriffe nicht nennen. Es gehört zu den Fundamentalerkenntnissen der Byzantinistik, daß die byzantinischen Historiker (= Claude's erzählende Quellen) für verfassungs- und rechtsgeschichtliche Urteile nur schwer zu benützen sind, weil sie mit schöner Konsequenz die Rechtsterminologie vermeiden. Der Zweifel am Wirksamwerden gesetzlicher Bestimmungen darf sich also nie darauf stützen, daß die Historiker nicht die Gesetzstermini benützen. S. 158 spricht Claude vom Verschwinden der »bischöflichen Stadtherrschaft« im 7. Jahrhundert. Was er meint, ist bedingt richtig, die Ausdrucksweise aber ist schlicht falsch: eine bischöfliche Stadtherrschaft hat es im 6. Jahrhundert ebenso wenig gegeben wie im 7. Jh. Zwar hatte der Bischof den Vorrang vor den Vornehmen und Einfluß auf die Wahl des *defensor civitatis*, Aufsichtsrechte über die städtische Finanzgebarung und, seit Justin II., auch Vorschlagsrecht für die Besetzung der obersten Beamtenstellen der Eparchien, aber er blieb, wie F. Dölger formulierte, »immer nur der stets absetzbare geistliche Beamte des auch in Kirchensachen autoritär entscheidenden Kaisers« (a.O. S. 129); und wir müssen gegen Claude den gleichen Autor nochmals zitieren: »Im Osten ist es niemals zu einer den westlichen Verhältnissen nur entfernt vergleichbaren Entwicklung der städtischen Macht des Bischofs gekommen« (ebd.). S. 159 wird behauptet, die städtischen Parteien hätten sich als Milizen organisiert. Dafür gibt es nicht den geringsten Beweis, das Gegenteil hat H.-G. Beck für Konstantinopel klar aufzeigen können. Die zu dieser Frage in Anm. 359 geäußerte Vermutung ist ohne jeden Rückhalt. Wenn Claude sich hierzu auf B. Rubin beruft, so hat er dessen Ansicht zumindest in einer Zuspitzung übernommen, die Rubin nicht bot. Woher Claude dann S. 160 die »Beseitigung der scharfen Unterschiede in der Besoldung« der Beamten in mittelbyzantinischer Zeit hat, sagt er leider nicht. Was ich an Gehaltstabellen kenne, besagt eigentlich das Gegenteil. Die Vorstellungen Claude's von der Zusammensetzung und Rolle der »senatorischen Reichsaristokratie« (S. 161) sind in ihrer knappen Formulierung nicht haltbar, es sei dagegen auf die einschlägigen Untersuchungen von H.-G. Beck verwiesen: eine Reichsaristokratie als festen Stand oder erbliche Klasse gab es nicht, und die Senatoren waren fast ausschließlich hohe Beamte und keine Großgrundbesitzer.

Zum Sektor Handel sei angemerkt, daß der Ostasienhandel sich nicht nur über die Seidenstraße abspielte (S. 170), sondern gerade auch im 6. Jahrhundert noch sehr lebhaft über Indien und Ceylon auf dem Seewege betrieben wurde.

Die Zahl solcher Einwände ließe sich erheblich vermehren. Hier möge das Angeführte genügen. Angesichts der willkürlich verschmälerten Basis der Untersuchung durch die bereits monierte Weglassung sehr wesentlicher Bereiche, der nicht voll ausreichenden Auswertung der archäologischen Zeugnisse und der manchmal verwundernden Urteile in historischen, rechtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen — es sei ausdrücklich vermerkt, daß die Kap. II und III weniger Anstoß bieten als Kap. I — ist der in Kap. IV dann herausgearbeitete Stadtbegriff etwas verschwommen und stützt sich auf so unbestimmbare Werte wie Volksreichtum und Ausdehnung u.ä.m. M.E. wird die rechtliche Komponente des Stadtbegriffes zu stark zugunsten der architektonischen und fortifikatorischen vernachlässigt. Ebenso ist es bedauer-

lich, daß an keiner Stelle eine klare begriffliche Scheidung zwischen Polis und Kastron erfolgt. So richtig vieles ist, was in Kap. IV gesagt ist, so wenig zwingend ist es dargelegt und so wenig wird der Zug wirklich berücksichtigt, der doch gerade der Zeit Justinians eigen ist, der nämlich der rechtlichen Festlegung.

So hinterläßt das Buch einen zwiespältigen Eindruck: man bewundert Fleiß und Eifer, kann die dreigeteilte Betrachtungsweise der Zeugnisse nur bejahen, findet immer wieder gute und treffende Erkenntnisse und Aussagen, aber man stößt sich an den aufgezeigten Unzulänglichkeiten, bezweifelt von daher die Aussagen des Buches leicht stärker, als berechtigt wäre, und entschließt sich endlich seufzend, sich eigenhändig ein Register anzulegen, um das reiche und mit so viel Liebe zusammengesuchte Material für sich selbst fruchtbar und auswertbar zu machen.

Klaus Wessel

Ludwig Budde, *Antike Mosaiken in Kilikien*, Bd. I: Frühchristliche Mosaiken in Misis-Mopsuestia; 234 S., 197 Abb. auf Tafeln (davon 17 farbig), 33 Figuren, 2 Abb., 1 Grundriß, 2 Karten und 1 Falttafel im Text; Recklinghausen 1969: Verlag Aurel Bongers (= Beiträge zur Kunst des christlichen Ostens, Bd. 5).

Budde legt die von ihm 1955 entdeckten, 1956-1958 freigelegten und 1959-1966 konservierten Fußbodenmosaiken einer dreischiffigen Kirche in Misis, dem antiken Mopsuestia, vor. Einleitend behandelt er kurz Lage, Bedeutung und Geschichte der Stadt, berichtet dann über die Auffindung und die Arbeit an den Mosaiken, beschreibt die Kirche, die er wegen ihrer Lage außerhalb der antiken Stadt als Martyrium bezeichnet und deren ursprüngliche Gestalt nicht mehr voll rekonstruierbar ist, und gibt dann eine genaue und detaillierte Beschreibung der Mosaikfragmente, beginnend im Mittelschiff. Dieser Teil ist durch ausgezeichnete Rekonstruktionszeichnungen der ornamentalen Felder, die dem Text eingegliedert sind, dankenswert ergänzt. Die erhaltenen Inschriftfragmente werden in Nachzeichnung wiedergegeben und z.T. als aus der LXX stammend identifiziert. Es folgen die »Stilistische Einordnung der Mosaiken«, ein Abschnitt über »Die Thematik der Bodenmosaiken in frühchristlicher Zeit« und ein »Vergleichender Ausblick auf die übrigen Mosaiken Kilikiens« (die in einem zweiten Bande vorgelegt werden sollen). Photos der Stadt, der Grabungsstätte, von Kleinfunden und der für die Mosaiken errichteten Bauten sind gesondert in den Text vor dem Abschnitt »Die Basilika« eingeschoben; der dem Text folgende Abb.-Teil ordnet die, zum kleineren Teil farbigen, Abb. nach der Reihenfolge, wie sie im Text besprochen sind. Die große Zahl guter Detail-Abb. ist sehr erfreulich. Eine letzte Gruppe von Abb. bringt »Heidnische und christliche Vergleichsbilder«. Ein ausführliches Register schließt den Band ab.

Der Zustand der Mosaiken ist erschreckend fragmentarisch; große Teile sind vernichtet, weil man sie für die Anpflanzung von Obstbäumen mit großer Mühe durchstoßen und so zerstört hat. Wenn ihnen trotzdem eine so aufwendige Monographie gewidmet wird, so rechtfertigt sich das nicht so sehr aus ihrer Qualität, die nicht erstrangig ist, sondern aus ihrem Inhalt, der sie unter die bedeutendsten Funde altchristlicher Kunst in den letzten Jahrhunderten einreicht: das Mosaik des Hauptfeldes im Mittelschiff zeigt die Arche Noah mit Tieren, aber ohne den Patriarchen (er wurde erst im 7. Jahrhundert bei einer Restaurierung in kindlich-primitiver Zeichnung zugefügt); im Nordschiff sind Reste eines, künstlerisch zum Besten unter diesen Mosaiken gehörenden, erzählenden Simson-Zyklus erhalten, der Texte aus der LXX als Beschriften hat.